

Rico Feiner

Schiffbruch unterm Regenbogen

Roman



Rico Feiner

Schiffbruch unterm Regenbogen
Roman

Rediroma-Verlag

Copyright (2021) Re Di Roma-Verlag

Alle Rechte beim Autor

www.rediroma-verlag.de

*Der Protagonist und die weiteren Figuren sowie Handlung
und
Schauplätze dieses Romans sind nicht frei erfunden. Die
Parallelität
zwischen dieser Geschichte und dem authentischen
Geschehen ist durchaus beabsichtigt. Die Namen einiger
AkteurInnen hat der Autor
anonymisiert.*

«*Was haben Sie aus 90 Jahren Leben gelernt?*»

«Leben ist Chaos. Und darin muss sich jeder selbst zurechtfinden.

Mein Leitspruch lautet: Das Leben ist zu gewinnen oder zu verlieren.

Ich suche es.»

Aus einem Interview von Dominik Hug mit Paul Nizon in der Boulevardzeitung «Blick» am 11.09.2020 in Zürich. Paul Nizon, 90, Schweizer Schriftsteller, lebt seit 1976 in Paris.

Mein Dankeschön geht an
Heinz R. Willi für die computertechnische Unterstützung,
Christoph Meyer, Korrektorat, und
Bruno Wahl, Umschlaggestaltung.

Vorspiel

Inmitten der heranfegenden Monsunböen flatterte und knatterte die tischtuchgroße Piratenflagge hoch über La Solitude, einem abgelegenen ländlichen Anwesen, und den umliegenden Reisfeldern. Der Mast schwankte heftig hin und her; nur das Schweizerfähnchen unter dem Seeräubersymbol schien dem Unwetter beharrlich zu trotzen.

Felix Sommer, der Mann, der hier seinen Lebensabend zurückgezogen, aber keineswegs weltflüchtig verbrachte, stand, vor dem prasselnden Regen geschützt, auf der überdachten Veranda seines Hauses. Seit seinem Wegzug von Zürich hierher ins Reisbauerndorf Ton Pao in der Provinz Chiang Mai hatte er schon manche schweren Stürme, vor allem während der Regenzeit erlebt. Siri, seine thailändische Frau sowie die felltragenden Mitbewohner, sechs Katzen und drei Hunde, suchten derweil Schutz in der Wohnstube oder in der Küche. Nur Heu Lei, die alte Perserkatze, schien sich an den grellen Blitzen und den Zyklen krachenden Donners ebenso sehr zu erfreuen wie der Alte.

Nun, im Herbst des Lebens womöglich weiser geworden, fokussierte er seine Leidenschaft für Außergewöhnliches vorrangig auf solcherlei Manifestationen entfesselter Naturgewalt.

Die Altersmilde war allerdings nicht unbedingt dem Lebenslauf des 73-Jährigen geschuldet; mit seinen vielen Brüchen, Irrungen und Wirrungen glich seine Vita dem Flickwerk eines rastlosen Menschen, der kein klares Ziel vor Augen hat.

Leichtsinn, Kurzschlusshandlungen sowie fatale Fehleinschätzungen waren eher die Regel als die Ausnahme gewesen. Freilich wäre es zu kurz gegriffen, über die Etappen klarsichtigen und wohlüberlegten Handelns des Felix Sommers einfach hinwegzusehen.

Mittlerweile hatten sich die Gewitterböen Richtung Norden verzogen, die Regenwolken sich wieder gelichtet und die subtropisch warme Nachtluft zurückgemeldet. Felix ging in die Küche, brühte Grüntee mit Milch auf, nickte seiner Frau und den Katzen freundlich zu und verzog sich mit der Kanne in seine Schreibbude. Während er gemächlich eine Tabakspfeife stopfte, betrachtete er die zwei wunderschönen, von Kunsthandwerkern aus Chiang Rai gefertigten Bücherschränke. Hinter den Scheiben der Vitrinen schimmerten die goldgeprägten Rückenschilder der Brockhaus-Enzyklopädie, der zwanzigbändigen «Faszination Weltgeschichte» sowie der noch ein paar Bände mehr zählenden «Bibliothek des 20. Jahrhunderts». Alle diese mit edlen Materialien und Goldschnitt ausgestatteten Nachschlagewerke, von Meisterhand der Buchbinder gefertigt, waren ihm wichtig, und er bewunderte ihre inneren Werte wie auch ihre äußere Beschaffenheit gerade so wie etwa ein Sportwagen-Fan seinen Maserati.

Zerstreut kralte Felix Fürst Krapotkin und Zora den Nacken. Die schwarzen Katzen, beide ihrer Leibesfülle wegen vom Mäusefang dispensierte Faulpelze, hatten es sich seit langem zur Gewohnheit gemacht, Rücken an Rücken auf dem zweiten Stuhl neben dem Computer zu dösen, während der Ruheständler seine schöpferischen Einfälle in klare Worte und verständliche Sätze fasste. Zum einen war das eine mühselige und einsame Arbeit, andererseits durchströmte ihn pure Glückseligkeit, wenn es ihm gelang, seinen Romanfiguren Leben einzuhauchen oder einen vielfältig verflochtenen Sachverhalt anschaulich darzustellen.

Seiner Passion fürs Bücherlesen querebet durch alle Literaturgattungen war er nach seiner Pensionierung treu geblieben. Früher wunderte er sich darüber, dass Vielleser ausgerechnet mit Tiernamen abgestempelt werden. Beim

Internetsurfen fand er zum Thema Bücherwurm und Leseratte indessen plausible Erklärungen. Den Werbespruch «Lesen schadet der Dummheit», der ihm einst im Schaufenster einer Zürcher Buchhandlung ins Auge sprang, fand er aber entschieden witziger.

Heute freilich, obschon sich die drückende Hitze nach dem Gewitter erträglicher anfühlte, spielten seine grauen Zellen verrückt und blockierten die an guten Tagen nur so sprudelnden Inspirationen. Diesen Zustand kannte er; der Schreibstau war ihm eine ständige Bedrohung, hatte aber gerade deshalb seinen Schrecken verloren. Um sich also nicht unnötig zu quälen, zog er sich aus dem Schreibprogramm zurück und nahm die Lektüre von *Melnitz* wieder auf. Von dieser einfühlsam erzählten Geschichte des Zürchers Charles Lewinski über eine jüdische Schweizer Familie war Felix schon nach wenigen Seiten gefesselt.

Die Zeiger seiner Armbanduhr rückten gerade über die Mitternachtsstunde. Gähmend klappte Felix das Buch zu. Er öffnete die Tür zur Gästetoilette, um am Waschbecken den pelzigen Rauchgeschmack aus dem Mund zu spülen. Dabei betrachtete er sein Spiegelbild: Nackenlanges graues Haar, durchsetzt mit von der Sonne gebleichten Strähnen, bildete einen eigentümlichen Kontrast zu seinem schneeweißen Seehundschnauz und dem vom täglichen Radfahren und der Gartenarbeit gebräunten Gesicht. Trotz seines fortgeschrittenen Alters war es noch nicht von Tränensäcken und Altersflecken gezeichnet, und aus seinen grünbraunen Augen blitzte der Schalk.

Sein Blick wanderte nach unten: einen Waschbrettbauch hatte er zeitlebens nie gehabt, aber nach wie vor auch keine Wampe. Alles in allem konnte der eitle alte Mann mit seinem Aussehen zufrieden sein.

Zuhause lief er tagaus, tagein in kurzen Hosen und T-Shirts, vorzugsweise mit dem Aufdruck von grinsenden Katzen oder grimmigen Wölfen, herum. Für den Ausgang jedoch, der sich, abgesehen von seinem «City Day», den er sich einmal im Monat gönnte, meist auf den wöchentlichen Einkauf beschränkte, kleidete er sich entweder ganz in Schwarz oder in Weiß, dazu passte eine Weste und ein seidenes Halstuch. Überdies schmückte er sich gerne mit einem massiven silbernen Armband und einem Mondstein an einer Lederkordel um den Hals. Für Komplimente war der Alte nach wie vor sehr empfänglich. Er reagierte darauf mit seinem Standardspruch: «Früher war ich ein Hippie. Heute bin ich ein Hippo!»

Er schnappte sich Torschlüssel und Taschenlampe, denn das war eine Marotte von ihm, niemals ohne einen letzten Rundgang schlafen zu gehen. Beim Fischteich am Ende des weitläufigen Grundstücks schaute er einer kleinen Wasserschildkröte zu, wie sie gemächlich die Uferböschung hinunterkroch. Im nächsten Augenblick war sie im vom Vollmond silbrig gesprenkelten Wasser verschwunden.

Morgen war wieder einmal eine Visite in der Stadt angesagt. Diese lief im Verlauf der zwölf Jahre, die er hier im Norden Siams als ewiger Tourist verbrachte, stets nach demselben Drehbuch ab: Siri chauffierte ihren Mann, der zeitlebens weder ein Auto noch ein Motorrad gesteuert hatte, mit dem Pick-up gegen elf Uhr vormittags in die Rose des Nordens. Mit diesem blumigen Beinamen schmückt sich die achtgrößte Stadt Thailands ihrer landschaftlichen Schönheit wegen.

Seine Lebensgefährtin, von charmantem Wesen und zwölf Jahre jünger als er, stammte zwar aus Tron, einem abgelegenen Dorf im Landkreis Uttaradit, kannte sich in Chiang Mai jedoch bestens aus. Hier hatte sie nach Abschluss der High-School bei den städtischen Wasserwerken eine Ausbildung in der Administration

absolviert und ein paar Jahre später einen Copy Shop eröffnet. Von ihren Landsleuten wurde sie Nom gerufen, in Thailand ist es nämlich üblich, einander mit dem Spitznamen anzusprechen. Ihr Mann und weitere Farang bevorzugten dagegen die Abkürzung ihres eigentlichen Vornamens Sirilak.

In der Altstadt, gegenüber dem Kanal mit seinen zahlreichen blumengeschmückten Brücken und den Überbleibseln der Stadtmauer, findet sich einer der wenigen Läden, die neben ausländischen Zeitschriften auch Pfeifentabak aus Dänemark und den USA feilbieten. Hier stieg Felix schnell aus dem Wagen, um den fließenden Verkehr nicht zu behindern. Sein bescheidenes Budget schonend, deckte er sich sowohl mit Exporttabak als auch mit dem weitaus günstigeren einheimischen Tabakskraut ein, das er zuhause mit Ersterem zu vermengen pflegte. Den deftig riechenden Thaitubak stopfte er allerdings niemals unvermischt in die Pfeife; dies hatte er einmal ausprobiert. Das üble Kopfweg danach hatten selbst zwei Aspirin nicht zu lindern vermocht.

Nun lenkte er seine Schritte zügig über den fußgängerfeindlich engen, mit Schlaglöchern und Abfall gespickten Gehsteig, schlängelte sich an den gemächlich schlendernden Touristen, hauptsächlich Europäer und Chinesen, sowie an etlichen auf Kunden wartenden Tuktuks vorbei und erreichte in wenigen Minuten «The Lost Book Shop». Der Besitzer der Leihbücherei, ein professoral wirkender Mittsechziger mit wirrem weißem Haarkranz, nickte ihm freundlich zu. Der Mann erinnerte ihn jedes Mal, wenn er ihn sah, an den lebenswerten, überdrehten Erfinder in Spielbergs Filmtrilogie *Back to the Future*.

Und wie erwartet, wurde Felix von der Ladengehilfin, die ihn seit langem offensichtlich zu ihrem Lieblings-Stammgast auserkoren hatte, augenblicklich in Beschlag genommen. Ergeben hörte er sich ihr etwas schräges Geplauder in atemlosem quiekendem Pidginenglisch an.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben: Seine Englischkenntnisse waren womöglich noch erbärmlicher als die der vor ihm herumkaspernden Daeng. Selbstverständlich wurde die komische Einlage der beiden vom Chef des Hauses einmal mehr mit unverhohlenem Amusement beobachtet.

Eine halsbrecherische Wendeltreppe führte ins Dachgeschoss zu den Regalen mit deutsch-, französisch- und niederländischsprachigen Büchern. Unsere Leseratte wurde schnell fündig: Gabriel Garcia Marquez' *Nachricht von einer Entführung* sowie *Das Gute*, ein Roman über die Schweiz im zwanzigsten Jahrhundert, von Kaspar Schnetzler. Für die Gänsehaut wählte er Lesefutter der altbewährten Thriller-Autoren Dean Koontz (*Bote der Nacht*) sowie Stephen Kings *Finderlohn*.

Gleich neben der Loi-Kroh-Straße mit ihren zahllosen Nachbars, Massagesalons und Wechselstuben befindet sich ein großer Parkplatz für die Kunden einer Gemischtwarenhandlung mit Lesestoff, Papeterieartikeln und Souvenirs, eines Restaurants mit japanischen Spezialitäten, von Reisebüros und einer «Klinik», die Touristen mit Dental-Bleaching und günstigen Gebissregulierungen anzulocken versucht.

Etwas versteckt und von außen unscheinbar wirkend, dürfte das nostalgische Café Regina von erholungsbedürftigen Urlaubern wohl eher per Zufall entdeckt worden sein. Die Stammgäste, vor allem Studenten, die ungestört an ihrem Laptop arbeiten wollen, kannten und schätzten diese Oase der Ruhe im Zentrum der betriebsamen Provinzhauptstadt natürlich schon. Im Regina fühlte sich auch der Schweizer Auswanderer wie daheim. Hier, wo der bei vielen Thailändern beliebte Instantkaffee vermutlich ein Schimpfwort war, inmitten von altmodischen Nippes, die Wände drapiert mit vergilbten Filmplakaten und Aphorismen amerikanischer Romanciers, bestellte er ein Kännchen Hochlandkaffee, der mit einem

Glas Jasmintee und etwas Kleingebäck serviert wurde. Voller Vorfreude fing er an, die Inhaltsbeschreibung auf der hinteren Umschlagseite der Bücher zu lesen, dann die Angaben über die Autoren und, weil er seine Neugier nicht zügeln konnte, schon mal die erste Seite. Die leise Hintergrundmusik, vorwiegend amerikanische Ohrwürmer aus den 40er- und 50er-Jahren, gefiel ihm, denn sie verlieh dem Ambiente der Gaststube eine zusätzliche Note von Retrolook.

Nach einer gefühlten Stunde blickte er zerstreut auf das matt schimmernde Zifferblatt der Pendeluhr. «Tschek bin duai!», die Rechnung bitte, bat er die Serviererin mit halblauter Stimme und verstaute die Bücher in seiner Umhängetasche.

Die Bar Number One war im Grunde genommen, trotz des hufeisenförmigen Tresens und der beiden Billardtische, ein Restaurant mit Ambiente und vielen behaglichen Sitzgelegenheiten. Felix erreichte seine Stammkneipe in knapp fünf Minuten. Im Vergleich mit den Bumslokalen an der Loi Kroh, die meisten grell, schrill und schmutzdelig und mit einem Großangebot an aufdringlichen Bar-Ladies aufwartend, war die Musikberieselung hier angenehm diskret, die Kellnerinnen aufmerksam und einigermaßen zurückhaltend. Hier brauchte man Bestellungen oder eine etwaige Konversation nicht zu brüllen; auch hier wurde vorzüglicher Kaffee aus hiesigem Anbau serviert. Die Tatsache, dass der Besitzer, ein wortkarger Belgier, genauer ein Flame, eine wahrhaft berausende Auswahl an Bier anzubieten hatte, interessierte ihn, der seinen Durst selten mit Gerstensaft stillte, freilich weniger. Die Gäste aus aller Herren Länder aber boten ihm ein willkommenes Kontrastprogramm zum beschaulichen Alltag in seinem Refugium. Gelegentlich verwandelte er sich vom unauffälligen Einzelgänger unversehens in eine charmante Plaudertasche. Allerdings nur, wenn ihm ein

anderer Gast oder eine der Serviererinnen besonders angenehm auffiel.

Die Zeit verging im Fluge, doch als sein Magen zu knurren begann, verlangte er die Rechnung und machte sich auf, um im «Taste From Heaven» seinen Hunger zu stillen. In dem kleinen Lokal, bekannt für seine vegetarische Kost, aß er jedes Mal akkurat dasselbe, nämlich ein Schälchen Bulgur-Bällchen mit Knoblauch und Pita, einem warmen Fladenbrot. Nachfolgend gabs Humus, ein Kichererbsen-Püree, sowie Falafel mit Sesam-Dip. Zu diesen eigentlich morgenländischen Leckerbissen trank er kaltgepressten Gurkensaft.

Während des Essens las er einmal mehr die an der ihm gegenüberliegenden Wand aufgehängten Tafeln mit Bonmots vegetarischer Künstler und Philosophen. Eines vom irischen Dramatiker George Bernard Shaw ging ihm besonders nahe: «Animals are my friends ... and I don't eat my friends.»

Sarkastischer, aber genauso treffend brachte Pino Caruso, Schauspieler und Regisseur, sein Engagement für die pflanzliche Kost auf den Punkt: «People eat meat and think they will become as strong as an ox, forgetting that the ox eats grass.»

Der Grund für Felix gewohnten Abstecher ins Paradies der Vegetarier war jedoch vor allem sein Diabetes mellitus. Im ersten Jahr nach der Diagnose Zuckerkrankheit hatte er sich dem Verdikt seiner Ärztin gebeugt und brav die Tabletten zur Regulierung seiner hohen Blutzuckerwerte geschluckt. Zu seinem eigenen Wohlergehen und dem der Pharmakonzerne. Aber nur, bis er im Internet auf ein Büchlein stieß, das augenblicklich sein Interesse weckte. «Diabetes heilen in 28 Tagen», versprachen Titel und Autor, ein deutscher Arzt, der selber an einem schweren Diabetes II gelitten hatte. Die empfohlene Therapie – Fasten, Darmspülungen und anschließend eine konsequente Umstellung der Essgewohnheiten sowie

Ausdauersport, alles in allem eine mühselige Angelegenheit – hatte er, ohne zu zögern, in die Tat umgesetzt. Allerdings entschied er sich für milde Abführtees statt der Darmspülungen mit Glaubersalz. Und siehe da, der Zuckergehalt seines Blutes sank auch ohne Pillen auf akzeptable Werte.

Die letzte Etappe seiner urbanen Stippvisite führte den rüstigen Rentner in die kleinste Bar der Welt. Sie bot gerade mal Platz für die winzige Theke, einen Barhocker sowie eine schneeweiße, stocktaube Katze, die ihren Job als Betriebsmaskottchen vorzugsweise vor sich hindösend versah. Die beiden auf dem Gehsteig stehenden Tischchen hatte Lek, die Wirtin, (ihr Spitzname bedeutet klein) wahrscheinlich den sieben Zwergen abgeluchst. Kurz und gut, obschon diese Mini-Bar weder beim Reiseportal Lonely Planet noch in den Guinness World Records zu finden ist, hielt Felix den Superlativ in der Namensgebung der Bar für goldrichtig.

Die Auswahl an Getränken war ebenfalls bescheiden: Neben den drei beliebtesten einheimischen Bieren, Singha, Chang und Leo, konnte man noch Heineken ordern sowie Rum und Tequila. Felix entschied sich jedes Mal für den mexikanischen Branntwein. Da er sich seiner chronischen Glukose-Stoffwechselstörung ständig bewusst war, nippte er nur am Glas.

Auf der anderen Seite der Gasse lockte eine Kneipe mit knallbunten Lichtergirlanden und Popmusik aus dem YouTube-Netzwerk. Ihr Name «OnOn» mochte vieldeutig klingen; die Interaktion zwischen den mehrheitlich älteren, lüsternen Männern und den Schönen der Nacht aber war eindeutig zweideutig. Mit dem müden Lächeln eines abgeklärten Scheinheiligen schaute er auf das bunte Treiben und verlor sich prompt im Rückspiegel seiner eigenen Eskapaden, wo Sex auch mal für Bares zu haben war.

Plötzlich klingelte das Handy und seine schlüpfrigen Erinnerungen lösten sich in Luft auf. Es war Siri. «Hallo Engel», meldete sie sich singend, «musst du wirklich schon gehn?» Felix' Frau war nämlich Fan von Stefan Wagershausen! Dieses Faible, das können wir für gewiss annehmen, dürften, wenn überhaupt, nur wenige Siamesinnen mit ihr teilen, erklärt sich aber damit, dass Siri mit ihrem Mann fünf Jahre in der Schweiz gelebt hatte. Im Thai-Take-away, wo sie als Geschäftsführerin arbeitete, wurden fast ausschließlich CDs mit Liedern aus der deutschsprachigen Chansonszene als Hintergrundmusik missbraucht. Und so begrüßte sie ihren Lebensgefährten gelegentlich mit diesem Songtitel des deutschen Liedermachers. «Wann soll ich dich abholen?», fragte sie. Er blickte auf seine Armbanduhr. Es war acht Uhr. «So gegen neun. Ruf mich nochmals an, wenn du beim Parkplatz gelandet bist. Merci chéri!» Im Königreich Siam ist Pünktlichkeit nicht die Regel, und so stellte er sich auf zehn Uhr ein.

Unversehens stolzierte nun Pumpui (Dickerchen), der glücksbringende Kater, auf ihn zu, fixierte ihn mit starrem Blick und sprang schließlich auf den freien Stuhl. Er rollte sich zusammen und schlief sofort wieder ein. Entspannt wie der Stubentiger schmauchte der exzentrische Herr über La Solitude seine Pfeife. Dabei war er sich wohlbewusst, dass er den vorbeilaufenden Thais mit seinem versnobt wirkenden Raucherutensil einen ungewohnten Anblick bot. Irgendwann kam der vereinbarte Anruf. Rasch schob er einen Hundert-Baht-Schein unter das Trinkglas, klopfte die Asche aus dem Pfeifenkopf und verabschiedete sich mit halblauter Stimme von der Gastgeberin: «Sawatdii krap, lääu phop gan», Guten Abend und bis bald! Lek blickte von ihrem i-Phone auf und winkte ihrem einzigen Gast lächelnd nach.

1

Leute von heute empfinden manche geflügelten Worte als abgedroschen. Auf Felix den Glücklichen bezogen, traf die dem Komödiendichter Plautus zugeschriebene Wendung «Nomen est omen» jedoch zu, wenn auch vor allem auf sein Leben im Hier und Heute bezogen.

Am 13. Juni 1945, knapp drei Monate vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs, erblickte Felix Sommer in der Stadt Zürich das zu jener Zeit trübe Licht der Welt. So weit, so klar. Aber heute, als alter Mann, konnte er sich an die flüchtigen Momente des Glücks in seiner Kindheit und Jugend nur noch vage erinnern. Gerüche, Farben und Geräusche, selbst die vertrauten Gesichter seiner Nächsten, die Art, wie sie sich gaben und ausdrückten, hatten sich, so schien es ihm, im Nebel der Zeit aufgelöst. Dieses Manko störte ihn, weil er sich der Ursache hierfür nicht bewusst war.

Immerhin, so viel stand fest: Er, der Erstgeborene, wuchs mit Bruder und Schwester wohlbehütet in einer mittelständischen Familie auf. Dem Vater, katholisch-konservativ geprägt und streng, aber gerecht, begegneten seine Sprösslinge mit Respekt. An der Mutter, die ihre Kinder mit ihrem trockenen Humor oft zum Lachen brachte und vor allem stets um die familiäre Harmonie besorgt war, hingen die beiden Buben und das Töchterchen aufs Innigste.

Die Familie Sommer wohnte abseits von der Hektik der Großstadt, an der Schrennengasse im Zürcher Stadtkreis Wiedikon. Viele Jahre später, während Felix schon längst als Korrektor sein Brot verdiente, sinnierte er über die Bedeutung des Wortes Schrennen nach. In einem Lexikon fand er die knappe Antwort: «Kaltrisse an Glasoberflächen». Die Aufklärung bremste seine fantasievollen Mutmaßungen augenblicklich.

Die kleinen und größeren Tragödien blieben dagegen im Gedächtnis fest verankert. Zwei Gegebenheiten minderten die Lebensfreude in seinen Kinderjahren ganz arg. Da war zum einen seine Begriffsstutzigkeit, gepaart mit zwei linken Händen. So schaffte er es, um nur ein Beispiel zu nennen, einfach nicht, die Schnürsenkel zu binden. Also schlurfte er mit offenen Schuhen in den katholischen Kindergarten. Das brachte ihm natürlich Gespött von den anderen Kindern und auch Erwachsenen ein. Zuweilen ließ sich sein um ein Jahr jüngerer Bruder Hansruedi erweichen und band sie ihm. Schwester Eustochia, die Kindergärtnerin, voll frommer Gütigkeit, bemühte sich redlich um den tollpatschigen Knirps, hatte indessen an die vierzig Kinder zu betreuen.

Noch mehr belasteten ihn später, in der Primarschule, die ständigen Sticheleien seiner Mitschüler. Der lispelnde, etwas zu klein geratene Junge mit der potthässlichen Brille fiel zudem durch seine grottenschlechten Schulleistungen auf. Felix flüchtete mehr und mehr in seine Tagträume.

Vom Stigma des ewigen Verlierers konnte sich der Junge erst im Verlaufe der sechsten Klasse befreien. Das kam so: Immanuel Limbach, ein Schulmeister von altem Schrot und Korn, liebte die Poesie über alles. Insbesondere bei der «Feuer-Idylle», einem Poem von Gottfried Keller, dem großen Zürcher Schriftsteller, geriet sein Gemüt in Wallung. Da war es nicht weiter verwunderlich, dass er während einer Deutschunterricht-Stunde mit feierlichem Pathos die ersten drei Strophen seines Lieblingsgedichtes deklamierte. Duldermienen und ungenierte Gähnerei verrietten, dass sich die Begeisterung der Schüler, abgesehen bei Elvira, der Streberin, und – wer hätte das gedacht! – Felix, dem Schlusslicht, in Grenzen hielt.

Gebannt hing der sonst so teilnahmslose, vor jeder an ihn gerichteten Nachfrage der Lehrer zitternde Bub an den Lippen von Magister Limbach. Natürlich war dem

Rezipienten die allgemeine Unruhe seiner Klasse nicht entgangen. Genauso wenig aber auch das sichtliche Hingerissensein von Felix, dem Sorgenkind. Für das vorherrschende Desinteresse seiner übrigen Schülerschaft revanchierte er sich denn auch mit einer angemessenen Hausaufgabe.

«Um euer Interesse für die Dichtkunst zu vertiefen, dürft ihr von den zehn Strophen der <Feuer-Idylle>, im Ganzen also 244 Verse, so viele auswendig lernen, wie ihr wollt oder könnt.» Sich der feinen Ironie seiner Worte wohlbewusst, verzog er den Mund zu einem flüchtigen Lächeln, kam dann aber mit mahnender Stimme auf den Punkt: «Übermorgen werde ich den einen oder die andere von euch zum Vortrag aufrufen. Also nehmt euch genug Zeit!» Mit einem wohlwollenden Blick musterte er gerade Felix, als die Schulhausglocke zur Pause rief.

Die nächste Deutschstunde endete auch für gute Schüler mit einem Fiasko. Die Aufgerufenen, die widerwillig oder schlecht vorbereitet vor die Klasse traten, leierten ihren Text lustlos herunter oder hatten ihn zum Teil glattweg vergessen. Für den ewigen Hinterbänkler wiederum war der Auftritt eine Sternstunde!

Für einmal selbstbewusst begab er sich vor die Schultafel, atmete tief ein und fing voller Hingabe an, vorzutragen:

«Laut strömt der Schall der Glocken durch die Nacht!
Und Schüsse dröhnen von des Berges Wacht;
In allen Gassen tönts: es brennt! Es brennt!
Und jeder angstvoll an sein Fenster rennt.

Der erste Blick: ist es in unserm Haus?
Der zweite mindert schon den Schreck und Graus,
Wenn weit, o weit die «furchtbar schöne» Glut
Behaglich dort am fernen Himmel ruht.

Nun strömt der Neugier Bächlein ungehemmt,

Und ungewaschen wohl und ungekämmt,
Der ohne Strümpfe, jener ohne Schuh',
Läuft alles dem willkommenen Schauspiel zu.

Und manchem ehrlichen Philister bangt,
Es könnte enden, eh' er angelangt;
Auch der Poet, er watschelt mit hinaus
Und sendet seinen Kennerblick voraus.»

Als die letzten Worte verklangen, war es mucksmäuschenstill im Klassenzimmer. Die Schüler machten ein ganz verblüfftes Gesicht. Wer schon hatte erwartet, dass dieses Spatzenhirn mit seinem Vortrag die ganze Klasse in Bann halten konnte! Sichtlich bewegt geleitete Lehrer Limbach Felix an dessen Pult in der hintersten Reihe, klopfte ihm anerkennend auf die Schulter und sagte zur Klasse gewandt: «Schaut mal aus dem Fenster. Was seht ihr? Den Schnee von gestern. Hier drinnen aber hat uns Felix mit seiner Passion für ein altes Gedicht gerade wie ein Sonnenstrahl bezaubert! Damit will ich sagen, dass ihr alle mit Fleiß und Elan für Überraschungen sorgen könnt.» «Allerdings», fuhr er nachdenklich fort, «ist in diesem Fall Talent wohl ausschlaggebend.»

Das Erfolgserlebnis schien auf den bis anhin völlig verkrampften Jüngling wie eine Offenbarung zu wirken. Jedenfalls war er nun doch noch aus dem schulischen Tiefschlaf erwacht, zeigte plötzlich Eigeninitiative und überwand allmählich seine panische Angst vor Schulalltag und Hausaufgaben. Nicht, dass er sich in einen Vorzeigeschüler verwandelt hätte; seine Noten in Rechnen und Geometrie blieben weiterhin unbefriedigend. Immerhin machte er beim Diktat fast keine Fehler mehr; für seine fantasievollen Aufsätze wurde er von der Lehrerschaft gar gelobt und von den Mitschülern beneidet. Aufgrund des

besseren Notendurchschnitts schaffte er es nun in die Liga der Mittelmäßigen. Dazu kam, dass sich auch sein Erscheinungsbild vorteilhaft zu verändern begann. Limbach hatte Felix' Eltern nämlich geraten, den Knaben für einen Sprachheilkurs anzumelden. Mit ein paar einfachen Übungen zur korrekten Lautbildung schaffte es die Logopädin in kurzer Zeit, das leidige Lispeln aus der Welt zu schaffen.

Aller guten Dinge sind drei: Zu seinem Geburtstag durfte er das verhasste klobige Brillengestell endlich durch ein neues, passenderes Design auswechseln lassen.

Und siehe da, der Himmel hellte sich plötzlich auf, die üblichen Hänseleien machten einem normalen Umgangston Platz. Nur Strohmeier, hochaufgeschossen, pickelgesichtig und notorisch böse, versuchte nach wie vor, Felix das Leben zur Hölle zu machen. Dieser jedoch, selbstsicherer geworden, ließ sich nicht mehr alles gefallen, mehr noch, er sann jetzt auf Rache. Die Gelegenheit dazu bot sich gleich zu Beginn des obligatorischen Schwimmunterrichts in der historischen See-Badeanstalt Utoquai.

Strohmeier (niemand nannte den die sechste Klasse repetierenden Rüpel je beim Vornamen) hatte sich schon umgezogen. Mit einem gehässigen Grinsen im Gesicht näherte er sich dem Subjekt seiner Hassgefühle. Blitzartig stürzte er sich auf den Ahnungslosen, zerrte ihn zum Schwimmbecken und schubste ihn ins Wasser. Verblüfft beobachteten seine Mitschüler, Herr Müller, der Schwimmlehrer sowie der Bademeister den so hinterhältig attackierten Jungen, der erst einmal seelenruhig eine Runde schwamm, bevor er aus dem Bassin kletterte. In seinen nassen Kleidern verschwand er in der Garderobe. Müller wandte sich dem Übeltäter zu. «Das wird noch ein Nachspiel für dich haben!», meinte er lakonisch.

Als Erste stand Elvira in schneidiger Pose auf dem Dreimeter-Sprungbrett und wartete auf das Signal zum Kopfsprung. Auf einmal stieß sie einen spitzen Schrei aus,

wandte sich um und sprang kichernd die Stiege des Sprungturms hinunter. Im Nu scharten sich alle um das Schwimmbecken, starrten neugierig ins Wasser. Die einen zeigten mit angeekeltem Gesicht auf eine am Grund liegende, arg verschissene Unterhose, die anderen schüttelten sich über diesen unappetitlichen Anblick vor Lachen. Aber schon drängte sich der Schwimmlehrer nach vorn und wollte wissen, wem zum Kuckuck dieser Slip gehörte. «Dem Strohmeier», rief Felix sofort. «Wie kommst du zu dieser Behauptung?», wollte der Betreuer wissen. «Weil ich sie aus seinem Spind genommen und ins Becken geschmissen habe», antwortete Felix gelassen. Und schon warf sich der dem Spott Preisgegebene wutentbrannt, mit hochroter Visage auf den für einmal genauso fiesen Mitschüler. Die beiden Erwachsenen sahen der neuerlichen Attacke nicht lange zu und bugsierten den Schläger unsanft beiseite.

Die Bilanz für Felix: zwei herausgeschlagene Zähne und ein blaues Auge. Was allerdings seiner Genugtuung, es dem boshaften Kerl heimgezahlt zu haben, keinen Abbruch tat. Zur Strafe musste er in einem Aufsatz erklären, welcher Teufel ihn zu dieser «überreagierten Tat» geritten habe. Sein ewiger Quälgeist jedoch wurde nach Rücksprache mit dessen Pflegeeltern in die Schule eines benachbarten Quartiers versetzt.

2

Allen Anstrengungen zum Trotz schaffte der Jüngling den Übertritt in die Sekundarschule nicht. Weil er sich Hoffnungen machte, nach der siebten Klasse wenigstens in die bei Lehrmeistern höher bewertete Realschule wechseln zu können, gab er sich zwar Mühe, einen genügenden Notendurchschnitt zu erreichen. Diesen schaffte er knapp und wurde schließlich auf Probe aufgenommen. Von den

hier höheren schulischen Anforderungen fühlte er sich jedoch binnen kurzem überfordert. Folglich ließ er sich mehr und mehr gehen. Seine Schulleistungen verschlechterten sich wieder rapide, auch verwandelte sich der wohlgezogene Zögling zusehends in einem vorlauten, quengeligen Störenfried. Frau Huber, die Lehrerin, ließ sich von Felix' Allüren nicht lange provozieren.

Während einer Mathematikstunde, die Schüler saßen konzentriert vor ihren Dreisatzrechnungen, lümmelte sich unser Tunichtgut auf seinem Stuhl und starrte gelangweilt auf die gebeugten Rücken der Mitschüler. Plötzlich klappte Regula, seine Banknachbarin, ihr Rechenbuch zu und sah ihn augenzwinkernd an. Felix lächelte geschmeichelt, schnappte sich einen Papierfetzen und bekritzelte ihn hastig. Unauffällig schob er ihn ihr zu. Sein frühreifer Schulschatz fand das Geschriebene offensichtlich witzig. Vor sich hin grinsend, ließ sie den Wisch in ihrem Pult verschwinden. Frau Huber war das Intermezzo aber nicht entgangen. Schnellen Schrittes näherte sie sich und fischte das Corpus Delicti aus Regulas Schublade. Sie überflog kurz den Text, las ihn stirnrunzelnd noch einmal. Längst waren die Augen der Schüler auf ihre Lehrerin fixiert. «Lasst euch nicht stören und bleibt am Ball!», mahnte sie die Neugierigen, «Felix und Regula, ihr zwei kommt mit mir zum Schulhausvorstand!»

Auf dem Weg zum Lehrerzimmer klopfte sie an die Tür der Parallelklasse und bat Kollege Schnurrenberger um Unterstützung. Der ehrenamtliche Troubleshooter ahnte nichts Gutes, als er ihrer ungewöhnlich düsteren Miene gewahr wurde. Er warf einen prüfenden Blick auf die beiden Jugendlichen, die mit ihrer betont lässigen Haltung «ist uns doch scheißegal» auszudrücken schienen. Rasch nahm er einen Stapel Taschenbücher von seinem Tisch und wies den Klassensprecher an, diese zu verteilen. «Leute», wandte er sich mit jovialer Stimme an seine Schüler, «lasst euch schon mal ein bisschen von der Geschichte des

Kleinen Prinzen verzaubern. Bin spätestens nach der Pause wieder zurück.»

Die Abklärung des Vorfalls nahm freilich weniger Zeit in Anspruch als gedacht. Ungerührt und unüberhörbar wiederholte der Schulleiter Felix' zotige Ansage:

«In den Arsch und ins Maul werde ich dich ficken.»

Beklemmende Stille breitete sich aus. «Was sollte das, Sommer?! Wolltest du mit dieser Sauerei deine Mitschülerin beeindrucken?» Der eisige Blick von Schnurrenberger wischte Felix' dümmliches Feixen vom Gesicht.

«Diese Worte sind nicht von mir. Ich fand den Ausspruch in einem Gedicht des römischen Dichters Catull. Ich habe mir auch den Originaltext gemerkt: *Pedicabo ego vos et irrumabo!* Habe nur euch mit dich ersetzt.»

«Also das ist ja der Hammer!», entfuhr es Frau Huber, «Null Bock auf den Unterricht, aber belesen wie ein Maturand des Literargymnasiums!» Die nächste Frage richtete der Schulvorstand an Regula: «Und du warst bestimmt schockiert, als du den Zettel gelesen hast!» «Aber nicht doch, Herr Schnurrenberger! Ich fand das lustig, so ist halt der Felix.» Mit dieser Antwort hatten die Lehrer nicht gerechnet. Die beiden wechselten einen vielsagenden Blick.

«Felix und Regula, unsere Stadtheiligen, würden sich über die Schamlosigkeit von solchen Namensvettern wie euch im Grab umdrehen!», meinte Schnurrenberger schließlich. «Anna», fuhr er an seine Kollegin gerichtet fort, «schreib bitte einen Bericht über Felix' Leistungen sowie sein Benehmen. Zuhanden des Schulpsychologen. Der wird nämlich entscheiden, wie es mit ihm weitergehen soll. Wie du Regulas Unverfrorenheit bestrafst, überlasse ich dir.» Umständlich zog er seine Taschenuhr aus dem Gilet, klappte den silbernen Deckel auf und schaute kurz auf das

Zifferblatt. «So, das wars vorläufig. Sommer, ich werde natürlich deine Eltern informieren müssen. Deinen Termin beim Schulpsychologischen Dienst wird dir dann Frau Huber bekanntgeben.»

Nach dem Bescheid des Schulvorstands war bei Sommers Feuer im Dach. Der Vater reagierte mit ein paar schallenden Ohrfeigen, die Mutter weinte, Bruder und Schwester taten es ihr gleich. Da das erzürnte Familienoberhaupt den Taugenichts vom anstehenden Abendessen ausgeschlossen hatte, verzog sich Felix in sein Zimmer, das er mit dem Bruder teilte, schnappte sich einen kürzlich in der Pestalozzibibliothek ausgeliehenen Science-Fiction-Roman und flüchtete in eine andere Welt.

Vor dem Zubettgehen öffnete Schwesterchen Renata leise die Tür und brachte ihm, verschwörerisch lächelnd, ein Wurstbrot. Gerührt drückte ihr der große Bruder ein Küsschen aufs Näschen.

Frau Odermatt, die Schulpsychologin, wirkte auf Felix vom ersten Augenblick an unsympathisch. War es ihr altjüngferliches Gehabe, das verkniffene Gesicht, das sie ab und an zu einem sphinxartigen Lächeln verzog? Wie auch immer, ihre Fragen zu seiner Person, insbesondere wie er selber seine Situation in Schule und Elternhaus sah, beantwortete er ohne zu zögern, wenn auch einsilbig. Bei den Tintenklecksbildern des Rorschachtests konnte er es sich jedoch nicht verkneifen, jedes einzelne Sujet mit obszönen Worten zu deuten. Die Geschicklichkeitstests wiederum löste er betont gelangweilt und unkonzentriert. Nach der Sitzung verabschiedeten sich Psychologin und Proband mit einem frostigen Adieu.

Dass das schulpsychologische Gutachten mit der dringenden Empfehlung schloss, Felix Sommer in eine heilpädagogische Klasse für verhaltensauffällige und

lernschwache Schüler zu überweisen, überraschte weder seine Lehrerin noch den Schulvorstand sonderlich.

3

Das Schulhaus Schanzengraben fand sich, wie der Name schon verrät, an einem ehemaligen Wehrgraben. Über dem von schattenspendenden Bäumen und einer naturnahen Uferpromenade gesäumten Kanal kreischten die Möwen, und auf dem Wasser glitten Schwäne majestätisch durch emsig gründelnde Stockenten und Blässhühner. Gelegentlich waren sogar die langgezogenen Dampfhornsignale der Ausflugsschiffe vom Zürichsee her zu vernehmen. Diese malerische Umgebung gefiel dem frischgebackenen Sonderschüler ausnehmend gut. Überdies löste sich sein diffuses Unbehagen vor dem ersten Schultag umgehend in Luft auf: Lehrer Brennwald begrüßte Felix mit sonorer Stimme und kräftigem Händedruck, stellte ihn ohne viel Aufhebens der Klasse vor und wies ihm den noch freien Platz in der Mitte der halbkreisförmig angeordneten Pulte zu. Die vier Burschen und die drei Mädels beäugten den neuen Mitschüler, die einen heimlich, die andern direkt und ungeniert.

Abgesehen davon, dass der Unterrichtsstoff hier mit Bedacht auf problematische Menschenkinder zugeschnitten war, unterschied sich der Schulalltag nicht allzu sehr von den sogenannten Regelklassen. Der heilpädagogisch geschulte Brennwald strahlte eine natürliche Autorität aus, und da er einer Kleinklasse vorstand, konnte er sich für jeden seiner Zöglinge angemessen Zeit nehmen. Maja, der Tagträumerin, dem jähzornigen Viktor und Klugscheißer Felix, aber auch den übrigen Schülern, die mit ihren pubertären Störungen dem Lehrer vergleichsweise weniger auf den Sack gingen; ihnen allen wurden, wenn nötig, die Grenzen aufgezeigt, und wenn mahnende Worte keine

Einsicht bewirkten, auch mal mit einer therapeutischen Kopfnuss. Eine unerwartet gute schulische Leistung hinwiederum oder eine Tat, die Mitgefühl verriet, etwa als Maja eine verletzte Taube vom Schulhof in die nahegelegene Voliere brachte, belohnte Brennwald stets mit einem Taschenbuch oder einem leckeren, heutzutage politisch nicht korrekten Mohrenkopf, und das gleich für die ganze Klasse. Dieses Bonus-Malus-System klappte bestens.

In dieser «Spezialklasse», die mehr auf individuelle Förderung als auf Leistungsdruck setzte, entspannte sich Felix zusehends. Und so war es nicht weiter verwunderlich, dass er seine penetranten Störmanöver plötzlich aufgab.

Mit Fritz und Tino, beide von völlig unterschiedlichem Temperament, traf er sich in den Pausen gerne zu einer Partie Münzenwerfen. Dabei verzogen sie sich in eine etwas entferntere Ecke des Schulhofes und pafften verstohlen eine Zigarette.

Fritz, mit seinem unverkennbaren wuscheligen Haarschopf über melancholisch blickenden braunen Augen, der sein Hörgerät hinter den Ohren verbarg, war von ruhigem, in sich gekehrtem Wesen. Die Taschen seiner speckigen Wildlederjacke, die er tagaus, tagein, selbst bei bitterkaltem oder schwülheißem Wetter trug, waren von Notizblöcken und angekauften Bleistiften ganz ausgebeult. Wann immer er jemandem mit markanten Gesichtszügen begegnete oder Zeuge einer Begebenheit wurde, die er für komisch hielt, konnte man darauf wetten, dass er wenig später seine Eindrücke aufs Papier brachte. Seine virtuosen, aber niemals verletzenden Karikaturen wurden vom Lehrer und den Mitschülern gleichermaßen bewundert.

Bei Tino fiel Felix der kluge, forschende Blick und die gedehnte Aussprache, mit der er geschickt sein Stottern kaschierte, auf. Tino war ein aufmerksamer Beobachter,

konnte geduldig zuhören, und alles was er sagte, tönte sehr selbstbewusst. Er war der geborene Anführer.

Beide Schulfreunde in der Sonderklasse am Schanzengraben, welche für sie wie für Felix das letzte obligatorische Schuljahr bedeutete, sollten ihm einige Jahre später unter außergewöhnlichen Umständen wieder begegnen.

4

Paul und Monika, Felix` Eltern, mussten wohl oder übel eine Bilanz der schulischen Leistungen ihres Sohnes ziehen. Dass diese rabenschwarz ausfiel, war auch dem Jungen klar. Nichtsdestotrotz hieß es nun, dem Filius möglichst schnell zu einem Einstieg ins Berufsleben zu verhelfen. «Jetzt ist aber Schluss mit dem Affentheater, der Bengel muss sich endlich mal bewähren!», echauffierte sich das Familienoberhaupt. Die Mutter nickte resigniert.

Eine Lehrstelle zu finden, erwies sich als aussichtslos. Angesichts der lausigen Zeugnisnoten, der abmahnenden Vermerke zu seinem Verhalten sowie der Tatsache, dass er die Volksschule in einer Sonderklasse beendete, waren mehr oder weniger schroffe Absagen oder vage Vertröstungen von Seiten der Personalchefs und Lehrlingsbetreuer von verschiedensten Dienstleistungs-Betrieben an der Tagesordnung. «Ich komme mir wie ein Spießrutenläufer vor!», beklagte er sich bei seiner Mutter. «Das ist mir schon klar», meinte sie, «aber fass dich an die eigene Nase! Selbstmitleid bringt dir gar nichts. Vielleicht geht dir jetzt ein Licht auf, wie du dein Leben in den Griff bekommen kannst.» Ihre ermahnenden Worte bewirkten, dass der arg frustrierte Bursche wieder Mut fasste und für die Jobsuche einen neuen Anlauf nahm. Allein, die

Versuche, in der Arbeitswelt Fuß zu fassen, erwiesen sich samt und sonders als Rohrkrepiere.

Den ersten Reinfall erlebte Felix, nachdem er unbesonnen, vermutlich aus Abenteuerlust, auf einem Schleppkahn der Basler Rheinschiffahrt als Schmelzer (Schiffsjunge) anheuerte. Zu seinen Pflichten, so hatte ihm der holländische Kapitän in holperigem Deutsch klargemacht, gehörten der Einkauf von Lebensmitteln und das Bekochen der Schiffsmannschaft; die übrige Zeit werde er, zumindest während der ersten Wochen, vollauf damit beschäftigt sein, als «Putzteufel» zu fungieren.

Die Talfahrt von Basel bis Rotterdam dauerte nur vier Tage, dem siebzehnjährigen Mochtegermatrosen aber schien jeder einzelne im Schneckentempo dahinzukriechen. Auf allen vieren das Deck zu schrubben war Knochenarbeit, den Rost von der Reling zu kratzen, eine einzige Plackerei, und dies von morgens bis abends! Hin und wieder fuhr ein schickes Passagierschiff flott an ihrem schwerfälligen, potthässlichen Kahn vorbei. Die Ausflügler winkten ihm fröhlich zu. Felix starrte ihnen, die Bürste hinter dem Rücken verbergend, finster nach.

Dazu kam, dass er keine blasse Ahnung vom Zubereiten einer anständigen Mahlzeit hatte. Um fünf hungrige Mäuler zu stopfen, waren ihm beim Einkauf gerade mal ein paar Packungen Spaghetti und Reis sowie eine Flasche Speiseöl und eine große Dose Tomatenpüree für die Hauptmahlzeiten eingefallen. Zum Frühstück gabs Brot, Käse und Aufschnitt, das war kein Problem. Auf die verkochte Pasta und den halbgaren Reis, die der unbedarfte Smutje mit ungewürzter Tomatenpampe zugekleistert und während der ganzen Fahrt abwechslungsweise als Mittag- und Abendessen servierte, reagierte die Schiffsmannschaft mit ungläubigen Blicken und unflätigen Beschimpfungen.

Kaum hatte das Schiff im Hafen von Rotterdam angelegt, begab sich Felix in die Kajüte von Mijnheer van den Meer und bat diesen, ihm seinen Reisepass auszuhändigen. «Wie bitte, du willst an Land gehen und dich in der Stadt amüsieren?!», knurrte der Kapitän gereizt. «Sicher nicht! Ich will einfach nach Hause; bitte lassen Sie mich gehen.» Der Chef musterte den sichtlich verzweifelten jungen Mann nachdenklich. Schließlich kramte er dessen Ausweis aus einer Schublade, schnürte seinen ledernen Geldbeutel auf und drückte ihm einen Geldschein in die Hand. «Eine Heuer hast du nicht verdient, aber die 50 Gulden reichen für ein Zugbillett bis nach Zürich, und ein Schinkensandwich sollte auch noch drin liegen.» Er hob mahmend den Finger: «Eines will ich dir noch sagen; wenn du das nächste Mal eine Arbeit suchst, muss das gut überlegt sein, und zwar vorher! Begrijp je me, jongen?». Felix nickte verlegen, und der Kapitän winkte ihn an seinen Schreibtisch. Er faltete einen Stadtplan auseinander und zeigte ihm, wo der Bahnhof zu finden ist.

Die kleine Landratte, die bei der Reederei Neptun höchstwahrscheinlich das aller kürzeste Gastspiel als Schiffsjunge gegeben hatte, schulterte den Rucksack mit seinen Habseligkeiten. Dann stieß er einen tiefen Seufzer aus und sprach, noch ganz aufgewühlt von der ihm entgegengebrachten Hilfsbereitschaft, dem Schiffer seinen Dank aus. Dieser klopfte ihm aufmunternd auf die Schulter und wünschte ihm «veel succes!».

Während der gut zwölfstündigen Bahnreise sabotierte seine Untergangsstimmung jedmöglichen Versuch, auch nur eine Mütze voll Schlaf zu kriegen. Im Gepäcksnetz über seinem Kopf entdeckte er ein zerfleddertes Schundheft, schmiss es jedoch nach wenigen Seiten lustlosen Schmökerns unter die gegenüberliegende Sitzbank, worauf ihn die emsig strickende ältere Frau, die mit ihm im Zugabteil saß, vorwurfsvoll anstarrte. Ohne die vorbeifitzende Landschaft

wahrzunehmen, schaute er durch das mit Staubschlieren und toten Insekten verschmutzte Glas des Waggonfensters und nervte sich über das monotone Rattern der Räder.

Als er endlich zur mitternächtlichen Stunde – er hatte am Hauptbahnhof gerade noch die letzte Straßenbahn erwischt – zu Hause angekommen war, fand er die Tür verschlossen vor; er musste mehrmals klingeln, bis ihm geöffnet wurde. Vater Sommer, im Pyjama und mit zerzaustem Haar, fixierte seinen Sohn mit frostigem Blick und bedeutete ihm, sich in unheilvolles Schweigen hüllend, einzutreten. Felix huschte die Treppe hinauf, schlüpfte durch die halboffene Wohnungstür und begab sich in die Küche. Er streifte seinen Rucksack vom Rücken und ließ sich schlapp auf einen der Stühle am Esstisch fallen. Hundemüde und kopfhängerisch wartete er auf die unvermeidliche Moralpredigt.

Angesichts seines schlaftrunkenen Sohnmanns sah der gestrenge Paterfamilias indes davon ab, ihn wegen seiner völlig überraschenden Heimkehr ins Verhör zu nehmen. Oder aber er hatte für den Augenblick resigniert und wollte einfach ohne eine weitere Verzögerung zurück ins warme Bett. Jedenfalls ließ er es dabei bewenden, Felix anzublaffen: «Geh mir aus den Augen! Ab in die Falle!» Das ließ sich der nicht zweimal sagen und verschwand schleunigst in sein Zimmer.

Am nächsten Tag, um die Mittagszeit herum, erwachte er aus bleiernem Schlaf. Nachdem er geduscht und frische Kleider angezogen hatte, schlurfte er in die Küche. Seine Mutter saß am Tisch und schälte Kartoffeln für das Mittagessen. «Hallo Mama, kann ich mir einen Kaffee machen?» «Selber hallo!», gab sie zurück, «du weißt ja, wo Kaffee und Filter sind.» «Und für deine unerwartete Rückkehr hast du hoffentlich eine plausible Erklärung», setzte sie mit müder Stimme hinzu.

Verlegen, aber haargenau berichtete er ihr alles über seine unglückselige Schifffahrt, von der schier endlosen